



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Senectus loquax : Plaudereien eines alten Deutschen. 9

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

behalten werden. Nur müßten an einigen Stellen, namentlich in der ersten Sopranarie, die Ausdrücke geändert und ein paar neue, feinere Lesarten eingeführt werden. Außerdem könnte die Arie „Dein Wachstum“ wegfallen, vielleicht auch die Arie „Das ist galant“ mit dem dazugehörigen Rezitativ. Die niedliche Kette von kleinen volkstümlichen Gesängen, aus denen diese merkwürdige Kantate hauptsächlich besteht, wird besser nur einmal von einer längern, kunstvollern Arie, nämlich der Sopranarie „Kleinzschocher müsse,“ unterbrochen.

Alfred Heil



Senectus loquax

Plaudereien eines alten Deutschen

9



Als Reisender in fremden Ländern wird man wohl nur selten Gelegenheit haben, zu beobachten, wie weit sich zwischen Angehörigen verschiedenen Stammes, die in einem Staatswesen vereinigt leben, altererbte Abneigung forterhalten hat. Daß selbst in einem so zentralisierten Staate wie Frankreich die Verschmelzung der Gallier, Normannen, Blamen, Provenzalen usw. keineswegs gänzlich gelungen ist, wissen wir. Die Bewohner Italiens haben mit großer Energie und zum Teil mit großer Entfagung ihre Selbständigkeit der Einheit zum Opfer gebracht; trotzdem lassen sich aber noch die alten Grenzen in dem Verhalten der Nachbarn zu einander verfolgen, wie z. B. zwischen den einst so bedeutenden Städten des venetianischen Festlandes und dem Mailändischen. Auch bei einem Aufenthalt in Wales fiel mir gleich anfangs auf, daß sich Angelsachsen und Walliser auch heute noch nicht als ein Volk fühlen. Eine Zeitungsverkäuferin gab auf die Frage nach einem Blatte in der Landessprache in geradezu verächtlichem Tone die Antwort, dergleichen führe sie nicht. Und die hübsche walliser Wirtstochter, die mit sehr angenehmer Stimme deutsche Musik vortrug, nahm die Bemerkung, ich hätte Mozart, Mendelssohn usw. in England nicht so verbreitet geglaubt, mit Lachen auf. „Ja, die Engländer, was wissen die von Musik!“ Und ähnlichen kleinen Zügen bin ich mehrfach begegnet. Da in allen solchen Fällen nicht gleich auf partikularistische oder gar separatistische Bestrebungen geschlossen werden darf, so brauchen wir auch das gelegentliche Grollen und Mörgeln deutscher Gebietsnachbarn nicht zu ernst zu nehmen. Aber von Interesse war es mir jederzeit, zu erkennen, wie geringfügige Ursachen oft die Gereiztheit nähren, und wie gerade solche durch Generationen im Gedächtnis haften.

Im Königreich Sachsen war man noch in den vierziger Jahren sehr geneigt, Preußen als den habgierigen, gewaltthätigen Emporkömmling zu hassen und auf Wiedervergeltung zu rechnen. Nicht umsonst pflegte man noch einen Napoleonkultus, und wenn junge Leute die Gelegenheit vom Zaune brachen, um zu versichern,

daß auch Preußen einmal wieder klein werden müsse, so war darin die Hoffnung auf das gewaltige Frankreich nicht zu verkennen. „Die einzige Salzquelle haben uns die Preußen weggenommen.“ Dagegen rühmte man sich gern der höhern Schulbildung. Ein Landpastor fragte mich nach den Einrichtungen der preussischen Gymnasien und wollte durchaus nicht glauben, daß dort dieselben alten Klassiker gelesen würden wie auf den sächsischen Fürstenschulen. Als er dann erfuhr, daß mein Vater, ein Schulmann, erst aus Sachsen nach Preußen gekommen war, beruhigte er sich in vollem Ernste mit der Erklärung, daß offenbar mein Vater die Vorzüge des sächsischen Schulwesens in seine neue Heimat verpflanzt habe. Eine in Preußen lebende alte Dame hatte zur Belustigung ihrer Verwandten in Dresden allerlei norddeutsche Ausdrücke für Speisen und Getränke zusammengetragen, die, mehr oder weniger verstümmelt, den Eindruck des barbarischen machen konnten, und ich wurde ganz treuherzig gefragt, ob es denn wahr sei, daß wir Kreide äßen: gemeint war das aus dem Rheinischen Kraut entstandne und schlecht ausgesprochne Kräude, Obstmus. Großen Anstoß gaben auch in dem weit überwiegend rationalistischen Sachsen die Pflege des orthodoxen Protestantismus unter Friedrich Wilhelm IV. und die innige Freundschaft mit Rußland; und so wenig Segen die polnische Königskrone Sachsen gebracht hatte, so bestanden doch noch beiderseitig Sympathien; Polen hielten sich gern in Dresden auf und entwarfen bewegliche Schilderungen von der unbarmherzigen Germanisation in Posen durch den charakterfesten Oberpräsidenten Flottwell, der denn auch zum allgemeinen Schaden bald abberufen wurde. „Preußen und Rußen sind ja dasselbe Volk,“ sagte mir ein Polenschwärmer nur halb im Scherze. Daß ein guter Deutscher dem Freiheitshelden Mikrosławski den Sieg wünschen müsse, meinten auch am Rhein viele.

Doch das war 1848. Das für Revolutionen wie ausdrücklich geschaffne Frühjahr dieses Jahres hatte eine bitterkalte Vorrede im Januar; damals kam ich zum erstenmal an die ersehnten Ufer des Rheins, zu einem großen Teil noch mit der Thurmuntagsischen Postschnecke, die ihrem alten Ruf als Marterlasten volle Ehre machte. Denn den unmittelbaren Bahnverbindungen zwischen Osten und Westen (Durchquerungen, wie man jetzt sagt) standen noch verschiedene Schwierigkeiten im Wege, unter anderm bei mittelstaatlichen Herrschern, die entweder überhaupt von keinen Eisenbahnen wissen wollten, wie der Kurfürst von Hessen (der, als er den Bau endlich zugeben mußte, wenigstens den Bahnhof von Kassel so verstecken ließ, daß er ihn nicht zu sehen brauchte), oder doch wünschten, sich Berlin nicht nahekommen zu lassen, wie der König von Hannover. Die Reisegesellschaft politisierte viel auf der weiten, langweiligen Fahrt. Wenn damals ein deutscher Diplomat in Paris der Regierung Ludwig Philipps glaubte unerschütterliche Dauer verbürgen zu können, so war mindestens mit ebenso großem Rechte zu sagen, daß sich Deutschland ungestörter Ruhe erfreue. Und doch war man allgemein auf große Ereignisse gefaßt. Das Hambacher Fest mit dem Landauer Schwurgericht, wo Johann Georg August Wirth durch seine siebenstündige, gewaltige Rede für die Rechte des deutschen Volks und gegen das Unrecht der Rheinbundfürsten die Freisprechung der angeklagten Hochverräter erwirkte, war beinahe vergessen; der Vereinigte Landtag Preußens hatte allgemein angeregt, doch niemand befriedigt, die konstitutionelle Bewegung schien in den Hintergrund gedrängt zu sein, da sich überall der Radikalismus und in den Rheinlanden die Anhänger der aus Frankreich eingeführten sozialistischen Lehren von ihr abgewandt hatten, während in einem großen Teile Deutschlands noch Deutschkatholiken und Lichtfreunde thätig waren, aber keine bleibenden Erfolge erzielten. Nun hatte plötzlich die kleine Schweiz alles Interesse in Anspruch ge-

nommen. Vom Standpunkte des bestehenden Rechts konnte ein Kampf um den Sonderbund verschieden beurteilt werden, aber gründlich verhaßt war allgemein das Jesuitentum, nicht nur bei den Protestanten. In Sachsen war schon durch die Entdeckung einer des Jesuitismus verdächtigen Inschrift in einer Kirche zu Annaberg große Aufregung hervorgerufen worden. Nun brachten die Ultramontanen in Luzern eine regelrechte Revolution zustande mit fanatischem Parteiwüten und Aufhebung des Auslands gegen das Vaterland. Allein die Schweizer besorgten ihre Angelegenheiten da se, wie ein Jahrzehnt später die Italiener sagten. Metternich hatte keine Lust, sich einzumischen, seine und der Franzosen moralische Unterstützung nützte dem katholischen Sonderbunde so wenig, wie der Zuzug des abenteuerlustigen Fürsten Friedrich Schwarzenberg, des „Landsknechts,“ der schon dem Prätendenten Don Carlos seinen Degen geliehen hatte, und vollends der Protest des römischen Stuhls. Eines schönen Tags war der Sonderbund gesprengt, und der von den Jesuiten zum Tode verurteilte Arzt Steiger von Luzern stand wieder an der Spitze seines Kantons. Die Namen dieses und anderer Führer, wie Dufour, Ochsenbein auf der einen, des sogenannten „Blutbani“ Bernhard Meyer auf der andern Seite waren in jedermanns Munde, und der endliche Ausgang der anfangs unglücklichen Freischarenzüge wurde als gute Vorbedeutung für Deutschland genommen. „Im Hochland fiel der erste Schuß, im Hochland wider die Pfaffen!“

Inzwischen genoß die Bundestagsstadt noch die ihrer Würde entsprechende Ruhe und Stille. Für den Besuch der größten Merkwürdigkeiten auf dem Römerberge und dem großen Hirschgraben, der Zeil mit der Konstablerwacht und der Eschenheimer Gasse mit der vor dem Tagis'schen Palast Wache haltenden „langen Bank, auf die vom Deutschen Bunde alles geschoben wurde,“ reichte ein Vormittag aus. Was nun weiter? „Nach Homburg, antwortete ein erfahrener Reisegefährte, das ist selbstverständlich!“ Ich war leicht zu dem Ausfluge zu verleiten, der meine Erfahrungen zu bereichern versprach und so bequem auszuführen war. Bald nach Mittag ging die Post von Frankfurt ab, und Vorsichtige bezahlten auch gleich die Rückfahrt für den Fall, daß „die Raffel“ (die Roulette) die ganze Barschaft verschlingen sollte. Kurgäste hatte der schöne Badeort in der Jahreszeit nicht, in der den Frankfurtern der Besuch der Bank sogar verboten war, was natürlich leichtsinnige junge Leute nicht verhinderte, ihr oder ihrer Brotherrn Geld hinauszuworfen. Die Tische waren größtenteils von ältern Damen besetzt, vorzugsweise Russinnen, die mit Augen, die vor Leidenschaft glühten, eifrig auf ihren Kärtchen austüpfelten, ob Schwarz oder Rot gekommen war. Ich schaute zuerst neugierig zu und ließ dann allmählich die in einer besondern Tasche vorrätig gehaltenen Guldenstücke auf den grünen Teppich gleiten — ohne System, wie mir der erfahrene Reisegefährte warnend zuflüsterte. Ich lächelte, weil ich noch nicht ahnte, wie viele Menschen Zeit und Geld damit vergeudeten, das System des Zufalls zu ergründen. Ein Roulettegelehrter behauptete, daß sich die Metallschale, in der die Kugel umläuft, nach kurzer Zeit ein wenig zur Seite neige, und daß darnach eine Wahrscheinlichkeitsrechnung aufzustellen sei; er hatte vielleicht Recht, aber daß seine Theorie ihn reich gemacht hätte, entsinne ich mich nicht gehört zu haben. Als mein Spielgeld aufgebraucht war, zog ich mich in das Lesezimmer zurück, wohin mir nach einiger Zeit der Erfahrene folgte. Geben Sie es schon auf? — Jawohl, und wie ist's Ihnen ergangen? — O, gut. Haben Sie gar kein Geld mehr? — Das wohl, aber ich will nicht mehr spielen. — Dann leihen Sie mir einige Thaler. Mir schien einer von der Gattung zu genügen, und ich habe ihn auch nicht wieder bekommen. Als im nächsten Jahre die Spielbanken im Deutschen Reiche aufgehoben

wurden, freute ich mich, sie unmittelbar vor ihrem Ende wenigstens noch kennen gelernt zu haben; aber sie scheinen unsterblich zu sein. Wie andre Beschlüsse der deutschen Nationalversammlung wurde auch jenes Verbot schleunigst außer Kraft gesetzt, und nach der Versicherung gründlicher Kenner soll auch das Verbot im neuen Reiche glücklich umgangen werden können durch die Umtausch der Banken in „Cercle“ oder Jockeyklub oder dergleichen Glücksspiele, bei denen man sich in jedem Sinne zu Grunde richten kann, gehören ja zum Sport, und was segelt nicht alles unter dieser Flagge! Dann und wann dürrtet die Welt nach Freiheit, es ist wahr, aber dauernde Herzensangelegenheit bleibt für sie doch meistens das Treiben der eleganten Welt mit seinen modischen Aufregungen und — Nichtsnutzigkeiten.

Ich weiß nicht bestimmt, ob es damals war, daß man mir an der Bahnkassette in Wiesbaden preußische Thaler zurückwies, aber sogenannte Brabanterthaler als Zahlung nahm; es kann auch zehn Jahre später gewesen sein. Auf jeden Fall bestand im Geldwesen Mittel- und Süddeutschlands ein Wirrwah, von dem man sich keine Vorstellung mehr machen kann. Französisches Geld stieß nie auf Widerstand, vom Louisdor und Napoleondor bis zu der Scheidemünze aus Kupfer oder Kanonengut, ob sie nun alt- oder neubourbonisches, republikanisches, napoleonisches oder orleansches Gepräge trug, Kronenthaler aller Art waren fast überall im Umlauf und nicht minder burgundische, österreichische, bayrische und andre Münzen — nur mit norddeutschen machte man Schwierigkeiten, während fleißig gesungen wurde: Das ganze Deutschland soll es sein! Auch die Eisenbahnen vergegenwärtigten einem die deutsche Einigkeit. In Frankfurt kreuzten sich die Neckarbahn von Heidelberg her und die Taunusbahn von Mainz, aber wer von der einen Seite ankam, erfuhr, daß der Zug, der sich anschließen sollte, pünktlich vor fünfzehn Minuten abgegangen war, und der nächste erst nach drei Stunden folgen werde. Die beiden Bahnen waren mit einander im Streit und ließen nach beliebter Manier das Publikum dafür büßen. Der noch nicht überbrückte Rhein ging mit Eis, sodaß die Überfahrtsfähne zwischen den Schollen hindurchsteuern mußten. Desto glatter ging die Fahrt auf der trefflichen Poststraße über den Hunsrück, der im Mondlichte ganz und gar von Rauhref glitzerte. Bei Bernkastel, wo der gute „Doktor“ gefelktert wird, erreichten wir die Mosel, und nicht angemessener konnte ich in das rheinische Leben eingeführt werden. Der Wagen, dessen einziger Insasse ich bis dahin gewesen war, füllte sich mit Moselanern, die zu den Schwurgerichtssitzungen („Affisen“) nach Trier wollten und sich für die Reise mit einem stattlichen Flaschenkorbe ausgerüstet hatten; der lustige Schaffner stand auf dem Tritt am offenen Fenster und sang mit hübschem Bariton die beliebten Rhein- und Mosellieder von H. M. Schmidt, und so ging es an den malerischen Ufern hin in munterm Trabe, während dessen ich unterwiesen wurde, wie man, sich in die Kniebeuge hebend, trinkt ohne zu verschütten. Auf der Mittagstation ergänzte ich den Flaschenvorrat, dem an der prächtig ehrwürdigen Porta nigra (dem Simeonsthor) glücklich der Rest gegeben wurde. Die schöne Stadt lag im Abendscheine noch verlockend genug da, doch fand ich es geraten, gleich in einem Gasthose der Ruhe zu pflegen, da ich, wie der Oberkellner schelmisch bemerkte, den guten Sechsunndvierziger zu schmachhaft gefunden hatte. Allein aus dem verständigigen Plane wurde vorläufig nichts, als ich gerade meinem Fenster gegenüber meinen künftigen Arbeitsplatz entdeckte. Die Vorstellung drüben ging anständig von statten, ebenso der unvermeidliche Gang ins Kasino, wo wieder ein Schoppen getrunken werden mußte, und endlich das Nachessen in Familie; dafür blieb am nächsten Morgen ein echter Vater nicht aus, womit die erste Prüfung als erledigt angesehen werden konnte. Einen überraschenden Nachtrag

brachte am Abend der Besuch eines Bierhauses, wo, in geringer Entfernung vom Dome, nach Landesitte Chorus gefungen wurde, und zwar gleich nach dem „Wirtshaus an der Bahn“ das Spottlied auf die Freifrau von Droste-Bischoering, die 1844 vor dem heiligen Roke von ihrer Gicht geheilt worden war. Die Wahrheit eines solchen Erlebnisses einer hysterischen Person würden wir heute nicht in Zweifel ziehen, damals betrachteten alle, die nicht wundergläubig waren, es als Fokusfokus, aber dieser Auffassung eben in Trier zu begegnen, hätte ich nicht erwartet. Dann wunderte es mich schon weniger, daß ein Cigarrenhändler neckend aufgefordert wurde, mich eine von seinen „Ungerührten“ versuchen zu lassen. Vor vier Jahren hatten sich nämlich Hunderte an die Reliquie gedrängt, um Abbildungen des Rokes oder andre Gegenstände mit ihr in flüchtige Berührung zu bringen.

Im übrigen staken Gläubige und Ungläubige mitten im Karnevals- oder „Faasnachts“treiben, und der Ernst, mit dem die Vereine die Sache betrieben, rief das Sprüchlein „wenig Wiß und viel Behagen“ ins Gedächtnis. Indessen vernahm ich auch von einer Abendgesellschaft ehrsamers Philister, genannt das Nüttki, wo die Rollen für die erwartete Revolution schon verteilt sein sollten. In der That kamen bald die aufregenden Neuigkeiten aus Paris, und die Nachricht, daß eine Diligence mit der Bezeichnung républicaine anstatt royale an der Grenze angekommen sei, ließ keinen Zweifel an dem Umsturz des Julikönigtums zu. Nun mußte auch diesseits alles anders werden, die Schlagwörter Revolution, Republik, Kaiserthum schwirren bunt durch die Luft; ein feuriger Jüngling forderte auf offener Straße die Wiedereinsetzung „unsrer alten Herzöge“ und ließ sich nicht beirren durch die Frage, wann denn Herzöge von Trier geherrscht hätten. Zunächst verschwanden die schwarzweißen Schlagbäume und die Tafeln mit dem preussischen Adler. Das war eine Hauptsache, nun war man befreit von den „Blauen,“ worunter preussische Soldaten, preussische Beamte und Protestanten zu verstehen waren. Von der unerträglichen preussischen Tyrannei wurden sonderbare Geschichten erzählt, z. B. daß die Frau eines Regierungspräsidenten, der längst in eine hohe Stellung in Berlin vorgerückt war, für alles ihr Widerwärtige den stehenden Ausdruck gehabt habe: „Das ist zum Katholischwerden!“ Doch habe ich Hinneigung zu Frankreich nicht wahrgenommen. Alle Welt wurde durch Volksversammlungen und Wahl-agitationen in Anspruch genommen; ein Professor, der bis vor kurzem die Pressensur besorgt hatte, wurde Mitbegründer eines demokratischen Vereins, die allgemeine Volksbewaffnung wurde durch Umschnallen von Säbeln bewerkstelligt, bis sie als Bürgerwehr geordnetere Formen annahm. Auch ich verjah mich mit „Kuhfuß,“ leinener Bluse und Wachstuchkappe, obwohl die strenge Observanz eigentlich nur „Trierer Jungen“ als echte Vaterlandsverteidiger anerkennen wollte, und ich machte auch einen denkwürdigen Kriegszug mit. An einem herrlichen Sonntage wurde unser Zug nach einem Winderdorfe beordert, das in offener Empörung sein sollte. In voller Mittagsglut schleppten wir unsre Gewehre auf schattenlosem Wege hin, bei jeder Abzweigung erinnerte sich der eine oder der andre eines Geschäfts in der Nähe, sodaß unsre Heldenschar immer dünner wurde; und auch mir raunte ein gutmüthiger Kamerad zu, ich möge doch lieber nach Hause gehen, bevor die Suppe kalt werde. Gegen eine solche Fuhrnenflucht empörte sich jedoch mein Pflichtgefühl, ich schwitzte tapfer weiter und genoss als Lohn den Anblick der erstauten Gesichter der Bauern, die von keinen Unordnungen etwas wußten und uns nicht einmal durch einen Trunk „Biez,“ Apfelwein, erquideten. An das Verspritzen des Schweißes fürs Vaterland auf ähnlichen Übungsmärschen hatte ich mich zum Glück schon während der Kartoffelkrawalle im Jahre vorher gewöhnt.

Zur Revolution, die sich sehen lassen konnte, fehlte nur noch eins: Barrikaden; auch sie wurden besorgt. Die Garnison wurde gewechselt, an Stelle der Landes-kinder rückte Infanterie aus der Provinz Sachsen ein, und dahinter steckten offenbar schwarze Pläne, die sofort durchkreuzt werden mußten. Im Nu wuchsen in allen Gassen so viele Berhaue auf, daß das Bespicken der französisch-italienischen Grenze mit Forts daneben ein Kinderspiel ist. Zum Blutvergießen kam es aber nicht, General Roth von Schreckenstein verzichtete auf Sturm, als die Stadt durch Weg-räumen der künstlichen Hindernisse den Verkehr wieder freigab. Die Erhebung in der Pfalz schürte jedoch die revolutionäre Stimmung im Hochsommer mächtig, und ein Unternehmen gegen das Zeughaus zu Brüm hatte insofern ernstere Folgen, als es zahlreiche junge Leute über die Grenzen trieb.

Um dieselbe Zeit hatte ich Gelegenheit, einem demokratischen Kongresse in Berlin beizuwohnen. Dieser Kongreß sollte eine Art Gegenparlament zugleich gegen die beiden Versammlungen in Frankfurt und in Berlin sein, die nicht revolutionär genug vorgingen; deshalb versammelten sich dort die meisten radikalen Führer. Man sah dort allbekannte Veteranen, die aus den meisten Ländern Europas vertrieben und, nach damaligem Brauche, zuletzt zwangsweise nach Amerika geschafft worden waren, wie Georg Fein, der schon an dem Freischarenzuge gegen den Sonderbund und an der Gründung der Arbeitervereine in der Schweiz teilgenommen hatte und als erster Präsident des Kongresses die stürmische Versammlung ermahnte zu bedenken, daß sie nicht in der Paulskirche sei; ferner Wilhelm Weitling, den Schneider, Kommunistenhauptling und Verfasser von Lehrbüchern des Kommunismus (Garantien der Harmonie und Freiheit usw.); da waren Arnold Ruge, Gottfried Kinkel, damals ein auffallend schöner Mann, der seine kränzlich aussehende Egeria Johanna am Arme führte, Otto von Corvin-Wiersbikzy (später Oberst in Rastatt und endlich in der Unionsarmee), der Lokomotivheld, der geheimer Beziehungen zur Polizei verdächtigt wurde, Schlössel, der von Stieber entdeckte Anstifter der großen Verschwörung im Hirschberger Thale, der Arzt D'Estor, Bamberger, Dppenheim, Virchow, der sogenannte Berliner Korrespondent aller demokratischen Blätter, Eduard Meyen, und viele andre damalige Berühmtheiten. Demokraten behaupteten sie alle zu sein, aber schon die hier aufgezählten Namen ließen erwarten, daß sie nicht lange einig geblieben sein würden, wenn es zu einer Probe gekommen wäre. Den größten Erfolg hatte ein Neuling, Moses May, der sich fünf Jahre nachher im Stabe des Prinzen von Augustenburg in Kiel einen Namen machte, dann als süddeutscher Demokrat und schließlich an der Wiener Börse gesehen worden ist. Er ist der Autor zweier oft zitiertter Aussprüche: Die soziale Frage muß gelöst werden, sollten wir auch die ganze Nacht aufbleiben, und: Wir müssen den Deutschen Bund an seiner eignen Schmach und Schande zu Grunde gehen lassen! Ob dieser letzte Antrag zur Abstimmung gebracht wurde, weiß ich nicht mehr zu sagen.

